

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 1

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Den Interessen der Schweiz wäre am besten gedient mit der Schaffung entmilitarisierter Zonen beidseits der deutsch-französischen Grenze nach dem Vorschlag Hitlers vom 7. März. Da aber dieser Vorschlag überhaupt keine Aussicht auf Verwirklichung hat, müssen wir auf andere Weise versuchen, den schweizerischen Interessen Nachachtung zu verschaffen, wobei wir uns nicht darauf beschränken dürfen, lediglich einer Wiederbefestigung von Hünningen gestützt auf unseren Rechtstitel Widerstand zu leisten. Wir sollten vielmehr wie vor 35 Jahren sowohl in Paris wie in Berlin vorstellig werden, auf die unangenehme Lage Basels aufmerksam machen und von beiden Regierungen einen freiwilligen Verzicht auf Befestigungen in einem gewissen Umkreis von Basel zu erreichen suchen. Wir können uns allerdings von solchen Unterhandlungen nur Erfolg versprechen, wenn die Schweiz gleichzeitig garantieren kann, daß sie jeden Versuch eines Durchbruches ausländischer Truppen unter Benützung der Brücken von Basel verhindern kann. Dazu aber sind besondere Sicherheitsmaßnahmen von schweizerischer Seite nötig. Durch eine Grenzsicherungsorganisation, wie sie anderorts möglich ist und geschaffen wird, kann Basel nicht geschützt werden, da seine Vororte zum Teil bis an die Landesgrenze reichen und irgendeine Tiefenstaffelung nicht möglich ist. Der Schutz von Basel muß daher auf andere Weise gesucht werden. Genieoberst Lecomte hat vor 11½ Jahren in der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung vorgeschlagen, südlich und östlich von Basel, auf dem Plateau des Gempen und am Blauen Befestigungen zu errichten mit weittragender Artillerie, die die in Basel zusammenlaufenden Straßen mit ihrem Feuer beherrschen. Sollte es aus irgend einem Grunde nicht gelingen, die Brücken von Basel rechtzeitig zu sprengen, so würde doch irgend einem Angreifer der Besitz der Brücken von Basel nichts nützen, solange sie und ihre Anmarschstraßen unter dem Feuer schwerer Artillerie liegen. Diese Forts auf dem Gempen und Blauen müßten nach den modernsten Ansichten errichtet und mit einer ständigen Sicherheitswache versehen werden. Die Rolle, die heute französischer Artillerie bei Volkensberg zukommt in einseitiger Weise, muß von schweizerischen Artilleriestellungen übernommen werden und beidseitig durchgeführt werden können. Gestützt auf solche Forts zur Sperrung von Basel, die einen Durchmarsch durch die Rheinstadt verunmöglichen, sollte es möglich sein, von Deutschland und Frankreich den Verzicht auf eigene Befestigungen zu erlangen, deren Geschütze Basel beherrschen.

Wir dürfen uns nicht darauf verlassen, daß Befestigungen und Truppen eines Nachbarlandes den Durchmarsch gegnerischer Kräfte durch die Schweiz verhindern werden, wie das die „National-Zeitung“ wünscht unter Befürwortung französischer Befestigungen bei Volkensberg-Pfirt „im Interesse der Schweiz“. Das hat nicht nur etwas Entwürdigendes an sich, sondern ist auch im höchsten Grade gefährlich, weil wir durch eine solche Anlehnung an eine andere Armee schon im Frieden unsere Handlungsfreiheit preisgeben, während wir ja noch gar nicht wissen können, von welchem Nachbarland unsere Neutralität zuerst verletzt wird. Wir müssen unseren Schutz aus eigener Kraft suchen, unabhängig von jedem Nachbar!

Gottfried Zeugin.

Kultur-und Zeitfragen

Gedankenfehen über Papierfehen und Verwandtes.

Natürlich war es ein Vertragsbruch und als solcher verwerflich.

Aber ebenso fraglos ist es nicht der Sinn eines Vertrags, der das Mißtrauen ausräumen soll, wenn sich der eine Teil durch Bündnisse sichert, als ob er an den Vertrag nicht glaube, und gleichzeitig doch seine Heiligkeit preiße.

Und mit der Freiwilligkeit war es trotz höchster Bezeugung nicht so arg weit her. Oder glaubt jemand, daß ein Staat „freiwillig“ einer einschneidenden Servitut auf sein Gebiet zustimmt, wenn er im übrigen nichts erhält, was die andern nicht auch ohne eine solche erhalten? In der Tat wurde der Vertrag angesichts der Drohung eines französisch-englischen Militärbündnisses abgeschlossen, wie die N. Z. Z. schreibt.

Bleibt trotzdem der Vertragsbruch, so höre man doch bitte wenigstens auf, zu tun, als habe man in einem Verein reiner Toren auf einmal den Ischarioth entdeckt.

Oder sonst mache man aus der Geschichte den Vertrag namhaft, der von einer Großmacht eine Minute länger gehalten wurde, als es ihr bequem war, falls nicht die Innehaltung von der begünstigten Seite mit Waffengewalt erzwungen werden konnte oder das Objekt zu geringfügig war gegenüber dem Prestigeverlust bei einem Vertragsbruch.

Nur daß die einen Mächte, wenn die Papierseken einmal wieder flattern, sagen: Not kennt kein Gebot; die andern, es geschehe zu Gunsten der Menschheit. Die einen dreschen helbsche, die andern humanitäre Redensarten. Der Unterschied ist Sache des Temperamentes und der Technik.

Allerdings gibt es immer noch ein Publikum für die Selbstlosigkeitssphraje in der Politik; sonst könnte nicht wie heute der Gläubiger, wenn er über Nichtbegleichung seines Scheines schilt (der dazu, im ganzen gesehen, auf wenig saubere Weise entstanden ist), als selbstloser Verteidiger der Rechtsordnung verherrlicht werden.

Besonders wenn man sich an die vorwiegende Begeisterung in Frankreich erinnert, als in Abessinien (das Frankreich durch Vertrag preisgegeben hatte) unter den italienischen Kanonenschüssen die Fesseln des Kellog- und des Völkerbunds-Paktes lustig davonsflogen. Es bedurfte damals erst der Gefahr, die englische Deckung zu verlieren, um in Frankreich die internationale Rechtsgegnung wieder ein bisschen aufzupulvern. Und jetzt?

N. Z. Z. No. 553: „Frankreich zeigt keine Lust, durch eine Verteidigung der Autonomie des Memelgebietes deutsche Interessen wahrzunehmen“. Der schöne Vertrag mit Siegel und Unterschriften — mitten entzwei!

Aber Frankreich denkt doch nicht daran, Deutschland anzugreifen! Wozu also ein deutsches Heer, wozu deutsche Festungen? Dieser Sprechchor bestimmter Zeitungen dauert jetzt bald 10 Jahre; er setzte schon kurz nach dem Ruhrabenteuer ein, als Frankreich seiner 450jährigen Rheinoffensive, deren Weg durch unendliches Blut und Elend, durch zerstörte Städte und eroberte Länder gekennzeichnet ist, unter dem schärfsten Druck Englands ein Ziel setzen mußte. Wenig idealistische Leute, diese Deutschen, daß sie auf diese Befehrung noch immer nicht bauen wollen.

Und dies ist noch nicht der Kernpunkt der Frage. Wer ein Heer hat, hat Macht, und kann tüchtig erpressen, auch ohne so leicht wirklich loszuschießen. Vielleicht erinnert sich noch mancher in Deutschland an die erste Nachkriegszeit, als Deutschland mit Pariser Ultimaten vollkommen und kinderleicht zu regieren war. Und an die folgende Zeit, als Frankreich blindlings überall mit von der Partie war, wo man bestrebt war, Deutschland an die Wand zu drücken, Deutschland selbst aber nicht bündnisfähig war.

Wenn aber Frankreichs Militarismus nur eine pazifistische Ordnungsübung ist, warum soll dann der deutsche Militarismus Krieg bedeuten? Das Mißtrauen in ihn kommt wohl etwas tiefer her, als aus der Einsicht in die deutsche „Todessehnsucht“, die bei den deutschen Bauern und Arbeitern nicht grade unbezwinglich sein dürfte. Einfach daher nämlich, daß man sich im Grunde sehr wohl bewußt ist, man würde einen Frieden wie den Versailler im umgekehrten Falle auch nicht auf sich sitzen lassen.

Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum auch die gebietliche Ordnung von

Versailles u. der Schlußstrich unter die Weltgeschichte sein sollte. Vor 30 Jahren hätte jedermann einen Krieg zur Abänderung einer solchen Ordnung ganz normal gefunden. Das beweisen etwa die Nachrufe bestimmter Zeitungen auf Venizelos, die seine kriegerische Herstellung eines Großgriechenlands höchst preisenswert fanden.

Aber heute wäre der Krieg der Zusammenbruch Europas; das kommt den Nutznießern des letzten zugute.

Zwar ist die Stimme von Zeitungen, die dies zu bedenken geben, nicht weiter von Gewicht, wenn dieselben kein Wörtchen dagegen einzuwenden haben, daß man ein tapferes Volk auf seinem angestammten Boden wie Ungeziefer vergiftet und wie Vieh abschlachtet, sondern die großen Kriegsgenie, die das maschinell fertig bringen, noch in der ganzen Glorie ihres Ordensgeklammers bengalisch beleuchten.

Auch wird man im Ausland kaum viel auf Zeitungen horchen, die bei allen Vergewaltigungen von Ländern und Völkern, welche der Krieg einer Fremdherrschaft überantwortet hat, tapfer schwiegen — schwiegen zu aller frivolen Aufhäufung von Zündstoff, und nun über Kriegsgefahr klagen.

Gleichfalls ist es uninteressant, wenn Zeitungen täglich alle Schuld an Angst und Unrast Europas dem Hitler-System zuschieben, die aus dem Deutschland des früheren Systems genau denselben Sündenbock für alle gemacht und so das Möglichste zu seinem Sturze beigetragen haben.

Aber trotzdem bleibt es dabei, daß die Lage furchtbar ist. Deutschland will sich nicht mit der jetzigen Ordnung Europas abfinden, was abzüglich der Gewissenlosigkeit bestimmter heldischer Phraseologien verständlich ist, und steht im dringenden Verdacht, den gewalttätigen Umsturz jener vorzubereiten. Frankreich will die jetzige Ordnung auf jeden Fall aufrechterhalten, was abzüglich der Gewissenlosigkeit bestimmter humanitärer Phraseologien verständlich ist, und wird, was es und seine Trabanten errafft haben, bis aufs Messer verteidigen.

Wo ist die Mitte, in der sich beide vereinigen können? Vor 10 Jahren hätte u. a. eine gerechte Behandlung der Minderheiten noch viel helfen können. Heute setzt man mehr als je allein auf die Gewalt.

Wenn man die Völker selbst befragen würde, so würden sie jagen, fährt endlich ab mit dem ganzen Krampf von Staaten und Grenzen und Munitionspatriotismus; laßt jeden denken, reden, sich anschließen, die Sprache sprechen, wie und wo und was er will.

Aber man wird die Völker nicht fragen. Frankreich hat Angst vor Volksabstimmungen, und diejenigen in Deutschland gleichen nur der Antwort des Soldaten auf alles, was der Offizier sagt: Zu Befehl!

Denn selbst für den Fall, daß sich dabei bis ins hinterste Dorf alles regelmäßig und unter Wahrung des Wahlgeheimnisses abgespielt hat, daß niemand wegen Stimmenthaltung oder Reinstimmen verfolgt worden ist, so bietet doch eine solche Abstimmung für sich allein keinen Beweis. Es genügt, daß niemand bestimmt weiß, ob das Geheimnis gewahrt wird und ob er bei ablehnendem Verhalten unbehelligt bleibt. Wenn eben die formale Möglichkeit, gegen die Regierung Recht zu behalten, nicht mehr durch die Regierung gewährleistet ist, und zwar so, daß jedermann dies frei nachprüfen kann — so ist auch das Mitgehen des Einzelnen mit der Regierung nicht von Überzeugungskraft.

Gewiß hat der Deutsche oft ein Außerstes an instinktföher Staatsverneinung geleistet; die Disziplin des Franzosen, der durch Sitte und Übereinkunft jeden irgendwie Anarchischen automatisch und hermetisch absperrt und sich darum sein vielbewundertes Frondeurturn gefährlos leisten kann, war jenem von jeher fremd. Aber es gäbe andere Mittel als die volle Verunsicherung der subjektiven Rechtssphäre, um eine tatwillige Regierung eine fruchtbare Weile vor rein negativer Kritik und Intrige zu schützen; schließlich ist es gerade und allein die Demokratie, welche zwischen Regierung und Staat, zwischen dem Relativen und dem Absoluten der Politik hinlänglich zu unterscheiden erlaubt.

Kurz und gut, oder besser, kurz und schlecht, wir wissen kein aussichtsreiches Rezept, um die verschiedenen Kampfhähne Europas auseinanderzubringen.

Daher ist für die Schweiz im Augenblick das Dringendste, daß sie an ihre Interessen und ihre Existenz denkt — mithin ein gewisser *Sacro Egoismo*.

Leider sind die Zeitungen vielfach zu idealistisch dafür. Es gibt Zeitungen der deutschen Schweiz, denen gegenüber man getrost, ohne einen Kappen in der Tasche zu haben, einen Preis von 1000 Franken aussetzen könnte für den, der in den letzten Jahrgängen ein Wort der Kritik an Frankreich, oder bei anderen an Italien, oder wiederum an Österreich aufwiese.

Der Grund dafür muß wohl sein, daß diese Länder und ihre Politik vollkommen sind, und Vollkommenheit muß man anbeten und sich zur Richtschnur nehmen.

Es ist zu hoffen, daß diese Staaten sich im Notfalle für solche Anbetung erkenntlich zeigten. Denn es ist z. B. unwahrscheinlich, daß die Engländer sich stark einsetzen würden, wenn sie sich täglich als Trottel gekennzeichnet finden können. („Nationalzeitung“ Nr. 169: „Eine weitere sterbensreiche Fiktion ist die naive Gleichberechtigungsthese der britischen Abrüstungsheizer.“) Auch würde es sich dann vielleicht rächen, alles was nicht Finanzen oder Kanonen hinter sich hat, als Illusionen verhöhnt zu haben.

Stellen wir uns einmal vor, daß eines Tages Deutschland, im Rücken durch einen Festungsgürtel geschützt, im Osten losbräche, um „das Selbstbestimmungsrecht zu verwirklichen“, oder nach der anderen Lesart, um „der Hitlerbarbarei neue Opfer zu unterwerfen“. Stellen wir uns vor, daß dann Frankreich und Italien, einig mit dem Völkerbund, an die Tore der Schweiz pochten, um im Namen von Frieden, Freiheit, Idealismus, Menschheit, Fortschritt, Europa, Moral, Recht, Zivilisation, Christentum, Menschlichkeit und den kleinen Völkern Durchzug zu begehren.

(In der letzten Nummer der Wochenschrift „Marianne“ kommt ein Interview mit Studenten der Pariser „Cité Universitaire“ über die Weltpolitik; der Berichtserstatter erzählt mit viel Kaltblütigkeit, daß er einem Schweizer (ohne weitere Begründung) die Frage vorlegte, ob er im Kriegsfall im französischen Heer Dienst nehmen würde?)

Wie würde das mit dem Durchzugsbegehren ausgehen?

liest man bestimmte Zeitungen, so hat man einen scharfen Eindruck darüber. Hört man das Volk, so hat man einen anderen Eindruck. Welcher wäre wohl der richtige?

Ch. A.

Welsches.

Die kürzlich vom obersten Gerichtshof des Kantons Waadt gefällte Entscheidung, daß ein in deutscher Sprache abgefaßter Schuldschein für die waadtländischen Gerichte so gut als überhaupt nicht vorhanden anzusehen sei, hat in der deutschen Schweiz wie ein Schildbürgerstreich gewirkt und mehr Gelächter als Empörung hervorgerufen. Die bei dieser Entscheidung zu Tage getretene Auffassung ist aber nicht etwa eine einmalige Verirrung, sondern entspringt einer tiefen Empfindung, einer unbedingten Ablehnung alles Deutschen, mag es aus dem Reich oder der deutschen Schweiz kommen. Das zeigte sich gleich nach der Gründung des neuen Staatswesens durch die Verordnung, daß in den Kirchen in deutscher Sprache nicht gepredigt werden dürfe. Dieses Verbot wurde aufrecht erhalten trotz mehrfacher Eingaben deutschsprechender Kirchgemeinschaften, es solle ihnen gestattet sein, das Evangelium in ihrer Muttersprache verkündet zu hören. Der große Rat beharrte bis in die dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts bei seinem Erlaß. Die Zeiten änderten sich dann, und das welsche Konsistorium selbst tat Schritte, daß deutsche

Geistliche angestellt würden, um Gottesdienst und Seelsorge für die zahlreichen Deutschschweizer im Waadtland zu gewährleisten. Jenes Sprachverbot zeigt die echt französische Auffassung staatlicher Allmacht, nicht im Sinne des so stark abgelehnten Etablissements, sondern der im Staate geltenden einen Gesinnung und Sprache. Natürlich sind das unangenehme Tatsachen, weil sie der Vorstellung von gegenseitiger Duldung und Anerkennung widersprechen, und darum auch nicht allbekannt. Wir selbst fanden sie in einem zufällig in die Hand geratenen Zwingli-Kalender.

Und heutigen Tags wird der deutschen Sprache, die durch jene große Einwanderung ins Waadtland getragen und jedenfalls in der ersten Generation noch lebendig ist, die Schuld für den Niedergang des lateinischen Geistes in jenen schönen Gegenden beigemessen. Nun, das ist Sache der welschen gebildeten Schicht, dieses Quellwasser sich möglichst nutzbar zu machen. Durch Herabsetzung und geringwärtige Behandlung der deutschen Geisteswelt überhaupt oder mit Gerichtsentscheiden wie dem zu Eingang erwähnten wird nichts erzielt. Auch mit Verboten und mit kleinlicher Zurücksetzung der deutschen Sprache im Gebiete des Kreises I der Bundesbahnen wird die französische Kultur nicht gehoben. Daran ändern selbst die Bestrebungen der Neuen Helvetischen Gesellschaft nichts; sie vermögen vielleicht die schöpferische Kraft des deutschschweizerischen Volkstums zu schwächen, indem man die Geistesart der Welschen als Bestandteil der unsern (in allen Gebieten wohlgemerkt) erklärt und die natürlichen Verbindungen zur großen gemeindeutschen Kulturwelt mehr oder weniger als unschweizerisch verpönt. Den Welschen selbst hilft das wenig oder gar nichts, denn sie wollen nichts von uns wissen, noch aufnehmen, sondern richten sich ausschließlich nach Paris. Oder läßt sich etwa irgend ein Einfluß von Gotthelf und Keller oder Jacob Burckhardt, soweit dieser als Vertreter einer besonders schweizerischen Kultur- und Geschichtsauffassung anzusprechen ist, feststellen? Damit ist nicht geleugnet, daß die Welschen in ihrem Wesen und demgemäß in ihrer Gedankenwelt, ihren Vorstellungen und Empfindungen etwas Gemein-Schweizerisches haben, weil sie eben nicht aus ihrer Haut heraus können und zum Glück gewisse Charaktereigenschaften wie Einfachheit, Gediegenheit — und verglichen mit den gallischen Franzosen — eine gewisse unserer Art entsprechende Schwere zeigen. Aber das ist nicht ihr Ideal, sie wollen sich nicht in Verbindung mit deutschschweizerischem Wesen, mag das Tor nach dem deutschen Reich ganz oder weniger offen sein, entwickeln. Französisch ist nicht nur ihr Werkzeug, wie sie etwa ein De Coster gebraucht hat, der aber durch und durch ein rein germanischer Name war, sondern schlechthin der Weg, der Schlüssel, ohne welchen es kein Heil und keinen Zugang zum „lateinischen Gebiet“ gibt.

Der große Zuzug deutschen Blutes aber, scheint uns, sei keineswegs nur eine Verdunkelung dieser lateinischen Klarheit; vielleicht fördert er auch die dichterische Phantasie, an welcher die welschen Schriftsteller nicht übermäßig leiden. Wenigstens darf darauf hingewiesen werden, daß der phantasievollste, Rudolf Töpfer in Genf nicht wenig fränkisches Blut in seinen Adern hatte*), womit nicht alles gesagt ist, denn dem Blute steht bekanntlich der Boden als ebenso entscheidend zur Seite. Diese Erklärung einer Erscheinung des Geisteslebens mag nicht in jeder Beziehung befriedigen, ihr namentlich heute ein unangenehmer Beigeschmack anhaftet, gleichwohl ist sie so gut, als etwa nur der Umwelt (Milieu), die übrigens nicht viel anderes bedeutet als der Boden, die allein schöpferische und gestaltende Kraft zugeschrieben wird und nicht auch der Herkunft. Dann aber sollte doch der große Zustrom besten deutschschweizerischen Volkes in die gesegneten welschen Gefilde am Ende eine befruchtende und nicht bloß — nach der Meinung jener strengen

*) Das historisch-biographische Lexikon der Schweiz läßt einen, wie beinahe immer, im Stiche, wenn man etwas über die mütterlichen Vorfahren wissen will.

Latinisten — eine verkümmernde Wirkung haben. Wenn man das bedenkt, dürfte auch eine etwas freundlichere Einstellung zur deutschen Sprache und der durch sie vermittelten Geisteswelt einsetzen. B.

* * *

Im Anschluß an diese Zeilen möge die Tatsache vermerkt sein, daß der im Sommer dieses Jahres in der Schweiz stattfindende internationale kunstgeschichtliche Kongreß berichtet, seine Mitteilungen, nach einem ersten, auch deutsch abgefaßten Rundschreiben, nun nur noch, um Kosten zu ersparen, in französischer Sprache erlassen will, trotzdem er in den Städten Basel, Zürich und Bern tagen wird. In den heutigen Zeitläufen muß diese Hintansetzung unserer Muttersprache eben hingenommen werden. Immerhin nicht als selbstverständlich.

Bücher Rundschau

Die Briefe Pascals.

Blaise Pascal, Briefe. Deutsch von Wolfgang Rüttenauer. Verlag von Jakob Hegner, Leipzig.

Diese Übersetzung gibt alle Briefe Pascals wieder, welche im Druck erschienen sind (sehr wenige sind erhalten geblieben), mit Ausnahme von zwei längeren Abhandlungen, die nur äußerlich als Brief aufgemacht sind. Auch so bleibt noch manches, was eigentlich nicht Brief-, sondern Abhandlungsscharakter trägt. Insbesondere die langatmigen physikalischen Darlegungen und Streitigkeiten darin werden inhaltlich nicht allzuviel interessierte Leser finden. Doch haben sie persönlich den bedeutenden Wert, uns gleich in einen konstituierenden Wesenszug des großen Naturforschers und religiösen Denkers einzuführen. Er war, wie man ja auch aus einem seiner Hauptwerke, den „Lettres provinciales“ weiß, ein unermüdlicher, scharfer und nicht immer ganz loyaler Polemiker. Von der Spitzigkeit seines Tones einen kleinen Begriff zu geben, diene folgendes Zitat aus den Briefen: „Seine Ansichten über mich sind ohne Zweifel entweder durch den Bericht von Leuten, die ihm glaubwürdig erschienen, hervorgerufen, oder sie sind ein Erzeugnis seines eigenen Geistes. Wenn das erste der Fall ist, so bitte ich Sie, mein Herr, dem guten Vater einen Dienst zu erweisen, indem sie ihn auf die Bedeutungslosigkeit und Oberflächlichkeit seiner Meinung aufmerksam machen. Und wenn das zweite der Fall ist, so bete ich von jetzt an zu Gott, ihm diese Beleidigung zu verzeihen, und bitte ihn darum ebenso aufrichtig, wie ich selbst es ihm vergebe; und ich bitte alle Zeugen und Sie selbst, mein Herr, ihm in gleicher Weise zu vergeben.“ Und um was handelt es sich hier? Um einen miserablen Prioritätsstreit, in dem Pascal sogar noch unrecht hatte. Niemand wird behaupten wollen, daß dieser Ton menschlich angenehm sei, und auch wer gegenüber der christlichen Forderung des Nichtwiderstands gegen das Böse allerhand Vorbehalte zu machen geneigt ist, wird bei einem solchen Polemiker jene Art der Selbstversessenheit, welche auch nicht das kleinste Lüttelchen vom eigenen Recht nachläßt, nicht ideal finden können. Nehmen wir nun aber jenes Gebet um Verzeihung im „zweiten Fall“ keineswegs als bloße Heuchelei, sondern als Ausdruck eines leidenschaftlichen und tiefgewurzelten Wunsches nach Reinheit und Selbstlosigkeit, der eben nur gegen den Geltungsdrang der eigenen Natur krampfhaft gestemmt irgendwie falsch wird — so haben wir gleich einige Grundelemente von Pascals Denken beisammen. Einem Menschen solcher Natur muß natürlich alle Natur als heillos und verflucht erscheinen und das Höhere als ein einmalig und rein positiv von oben hereinbrechendes Wunder. Damit gehört Pascal zu jenem Typus der Religiösen, der durch einen verzweifeltsten Kampf hindurch muß und davon immer (wie D. F. Strauß richtig sagt) tiefe Narben, etwas Herbes und Schroffes behält. Es sind Menschen wie Paulus, Augustin, Luther, Kierkegaard. Alle diese haben gemeinsam, ein außerordentlich starkes und unduld-